

Andrea Ploder, Angela Kühner & Phil C. Langer

## Es ist professionell, Gefühle zu haben. Plädoyer für einen stark reflexiven Umgang mit Affekten und Emotionen in der qualitativen Forschungspraxis

*Affekte und Emotionen von Forschenden sind konstitutiver Bestandteil ihres Forschungshandelns und bilden eine wertvolle Datenquelle für verschiedene Traditionen der qualitativen Sozialforschung. Ausgehend von dieser Grundüberzeugung, die wir 2016 in dem von Sandra Harding entlehnten Begriff starke Reflexivität zusammengefasst haben, entwickeln wir in diesem Artikel weiterführende Gedanken zum Umgang mit Affekten und Emotionen in qualitativer Forschung. Wir diskutieren das Verhältnis von starker Reflexivität, verletzbaren Forschenden und academic kindness, und zeigen, dass stark reflexive Forschung immer auch als Ort der Subjektwerdung verstanden werden kann. Weil stark reflexive Forschung die Relevanz von Forschungsbeziehungen besonders sichtbar macht, stellen wir erste Überlegungen in Richtung einer relationalen Forschungsethik an und fragen, wie eine stark reflexive Hochschullehre aussehen könnte.*

*Schlagwörter: Ethik, Gefühle, starke Reflexivität, Subjektivität, Vulnerabilität*

### 1 Einleitung: Happy Reflexivity 2.0

Als die Herausgeberinnen dieses Heftes uns fragten, ob wir einen Aufsatz einreichen wollten, der sich mit Affekten und Emotionen in qualitativer Forschung befasst, mussten wir nicht lange überlegen. Sofort haben wir zugesagt. Zu dritt sind wir nun seit über zehn Jahren im Austausch zu unterschiedlichsten Aspekten sozialwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion im Allgemeinen und zu methodologischen und methodischen Perspektiven forschender Subjektivität im Forschungshandeln im Besonderen. Die Zahl der in unserer Signal-Gruppe *Happy Reflexivity 2.0* seit 2021 ausgetauschten Nachrichten ist mittlerweile fünfstellig. Die einzige Publikation indes, die wir zusammen verfasst haben, noch recht am Anfang unseres gemeinsamen Nachdenkens, datiert auf 2016 (Kühner, Ploder & Langer, 2016). So hat dieser Aufsatz eine überraschende Gele-

genheit geboten, ein paar der seitdem im *Safe Space* unserer *Ingroup*-Kommunikation generierten Ideen systematischer zusammenzubringen, argumentativ zu stützen und der qualitativen Forschungs-*Community*, von der wir so viele spannende Impulse erhalten, zurückzugeben.

Nachdem wir vorher monatelang vergeblich um einen Termin für ein Treffen gerungen hatten, fand sich nach dem Entschluss, diesen Beitrag zu schreiben, innerhalb weniger Minuten am Abend ein Zeitfenster bereits für den kommenden Morgen. Die in der einen Zoom-Stunde im Sprudel der assoziativ verbundenen Gedanken vollgekritzelten *Post-Its* stellen die Basis dieses Aufsatzes dar; sie mussten eigentlich nur noch in eine Ordnung gebracht, hier und da verdichtet und durch Quellen angereichert werden. Dabei haben wir zum Teil auf frühere Texte oder Vorträge zurückgegriffen, in denen wir manche Überlegungen bereits anskizziert haben.

Auch der Titel fiel in dem erwähnten Zoom-Gespräch als Formulierung eines Wunsches, welche Haltung der Artikel vermitteln sollte. Er ist programmatisch gemeint. Dass es im alltäglichen Leben – im persönlichen und sozialen Umfeld, in der Oper und auf der Beerdigung, beim Sport und beim Sex – »menschlich« ist, Gefühle zu haben, und sie generations-, geschlechts-, kultur- und klassenspezifisch zu artikulieren (vgl. Eid & Diener, 2001; Chaplin & Aldao, 2013; Holt et al., 2013), ist als Aussage erst einmal recht trivial. Aber professionell, das heißt in beruflichen Kontexten? Vielleicht fällt manchen Leser\*innen dazu Arlie Russell Hochschilds Studie *The Managed Heart* (dt. *Das gekaufte Herz*; Erstausgabe 1990) ein, in der sie am Beispiel von Flugbegleiterinnen soziale Strategien und psychosoziale Folgen von Emotionsarbeit im beruflichen Kontext untersucht hat. Professionell war es für diese Frauen, Gefühle zu haben, insofern sie diese situativ und hoch kontrolliert zur Zufriedenstellung der Kund\*innen hervorrufen, auf bestimmte Weise inszenieren und für die Zwecke der Fluggesellschaft einsetzen konnten.

Im akademischen Feld gelten Gefühle nach wie vor als das *Andere* der wissenschaftlichen Vernunft, wie die feministische Philosophin Alison M. Jaggar eindrücklich auf den Punkt gebracht hat: »Within the Western philosophical tradition, emotions have usually been considered

potentially or actually subversive to knowledge« (Jaggar, 1989, S. 151). Als Gegenstand der Forschung – in der Allgemeinen Psychologie schon länger, in der Emotionssoziologie seit den 1970er Jahren (vgl. Scherke, 2009), in den Kultur- und Bildungswissenschaften noch jüngeren Datums, ausgerufen etwa als *emotional turn* oder *affective turn* (vgl. Dernikos et al., 2020) – sind sie willkommen, lassen sich objektivierbar und drittmittelgestützt untersuchen. Aber eigene Gefühle im wissenschaftlichen Arbeiten wertschätzen, noch dazu als Ausweis erkenntnisproduktiver Güte? Diese verrückte Idee ist selbst im Diskurs empirisch-qualitativer Forschung noch lange keine Selbstverständlichkeit. Diesen Beitrag sehen wir als kleinen Schritt auf dem Weg dorthin.

In der bisherigen Literatur (und bestimmt auch in der vorliegenden Ausgabe von *Psychologie und Gesellschaftskritik*) gibt es verschiedene Zugänge zur begrifflichen Unterscheidung von Gefühl, Affekt und Emotion (vgl. zum Fehlen einer einheitlichen Terminologie etwa Scherke, 2024, S. 19; Laube, 2019, S. 263f.). Deshalb wollen wir unser (sehr breites) Begriffsverständnis eingangs skizzieren: An den meisten Stellen des vorliegenden Beitrags sprechen wir von ›Affekten und Emotionen‹ und meinen damit alle Erfahrungen und Empfindungen, die uns zugleich körperlich und geistig, und also immer auch ›leiblich‹ berühren (vgl. Merleau-Ponty, 2011 [1945]). Der Begriff des Affektes verweist auf eher spontane Erfahrungen, die in kurzer Zeit eine hohe Intensität aufbauen können, während Emotionen auch eine längerfristige Grundgestimmtheit bezeichnen können. Den Begriff des ›Gefühls‹ verwenden wir als Sammelbegriff, der sowohl Affekte als auch Emotionen umfasst. Wir gehen davon aus, dass alle Gefühle sozial und kulturell überformt sind. Sie werden von den Fühlenden leiblich erfahren, können für Außenstehende körperlich sichtbar werden und sind typischerweise eng verbunden mit kognitiven Prozessen der Fühlenden. Nicht zuletzt deshalb können sie auch (zumindest teilweise) mental reflektiert und sprachlich mit anderen geteilt werden.

Im Folgenden skizzieren wir die Forschungshaltung einer *starken Reflexivität*, mit der wir unsere gemeinsame Denkarbeit begonnen haben (Abschn. 2), und eröffnen dann Perspektiven der Umsetzung dieser For-

schungshaltung. Wir betrachten den Einbezug von Affekten und Emotionen der Forschenden einerseits als schmerzhaftes Zumutung, die auf institutionelle Rahmenbedingungen der *academic kindness* angewiesen ist (Abschn. 3), andererseits aber auch als Quelle für die Subjektwerdung der Forschenden, bei der wir immer etwas zurückbekommen (Abschn. 4). Auf dieser Basis skizzieren wir Überlegungen zu einer relationalen Forschungsethik (Abschn. 5), und zu Potenzial und Grenzen stark reflexiver Hochschullehre (Abschn. 6). Das Ende (Abschn. 7) ist eine Einladung an die Lesenden zum gemeinsamen Weiterdenken.

## 2 Die Forschungshaltung einer ›starken‹ Reflexivität

Reflexivität ist – inter- und transdisziplinär – eines der Grundprinzipien qualitativer Forschung. Einen Konsens, was darunter genau zu verstehen ist, gibt es freilich nicht (vgl. Schweder, Langer & Kühner, 2013). Reflexivität wird zum Teil als Mittel zur Kontrolle von Subjektivität auf (post-)positivistischer Grundlage angerufen, was ein Verständnis von Subjektivität als ›Verzerrung‹ impliziert. Rekurrierend auf Debatten um situiertes Wissen kommt Reflexivität die Rolle zu, die Position von Forschenden in ihren jeweiligen biographischen und professionellen Geworfen- und Gewordenheiten und aktuellen machtvollen sozialen Verortungen transparent zu machen. Auch ein kritisches Nachdenken über die sozialen Implikationen von Forschungsentscheidungen, die etwa zur In- oder Exklusion von Subjekten oder Gruppen führen kann, lässt sich als Domäne der Reflexivität fassen.

Als wir 2016 ein *Special Issue* der Zeitschrift *Qualitative Inquiry* herausgaben, wollten wir diese eher defensiven Konzeptionen, die im Kern immer noch dem Phantasma wissenschaftlicher Objektivität als ›Blick aus dem Nirgendwo‹ (vgl. Nagel, 1986 und kritisch Haraway, 1988) und einer forschenden Kontrollfiktion nachhingen, hinter uns lassen und affirmativ der epistemologischen Rolle der Reflexivität in einer qualitativen Forschung nachspüren, für die die Subjektivität der Forschenden der Königsweg kritischer Erkenntnisproduktion ist (vgl. Kühner et al., 2016).<sup>1</sup> Mit epistemisch ›schwacher‹ Reflexivität begriffen wir ein Ver-

ständnis, das die Positionalität der Forschenden als Störfaktor markiert, der problematisch, aber unausweichlich ist. Sie zielt darauf ab, den Einfluss der Forschenden auf den Forschungsprozess zu kontrollieren, indem sie ihn explizit macht. Diese Ansätze können hochreflexiv sein, aber in einem epistemisch schwachen Sinne. Demgegenüber wollten wir ein Konzept ›starker‹ Reflexivität ins Felde führen. Stark reflexive Forschende anerkennen und schätzen ihre eigene Positionalität, sie nutzen ihre Verwicklungen und Verstrickungen in das und mit dem Feld als entscheidende Quelle zur Generierung von Daten und Interpretationen.

Das Konzept der *strong reflexivity* wurde bereits vor mehr als 30 Jahren von Sandra Harding verwendet (z.B. Harding, 1993). Harding versteht es als Komplement zur *strong objectivity*, die das Herzstück ihrer feministischen Epistemologie darstellt. In einem Interview aus 1995 sagt sie:

It's useful to link together strong forms of three terms: reflexivity, objectivity, and method. They all develop together; one isn't a preamble for the other. They are kind of different ways of talking about the same issue. [...] maximizing objectivity requires a stronger method, a more expansive notion of method, and what that is is a production of strong reflexivity [... Strong reflexivity requires] understanding that we can use the resources of the particular place from which we speak in order to gain stronger method and stronger objectivity (Harding in Hirsh & Olson, 1995, S. 204f.).

In der qualitativen Forschung unterstreicht epistemisch ›starke‹ Reflexivität die Positionalität der Forschenden als eine wertvolle epistemische Ressource. Uns selbst anzitierend:

*Epistemically strong reflexivity*, however, appreciates the perspective of the researcher and her relationship to the field as a decisive source of data and interpretation. Sympathies, prejudices, fears, emotional, mental, and physical reactions of the researcher are not conceived of as inescapable problems, but as a highly valuable epistemic resource. In this perspective, the active involvement of the re-

researcher in the research process is not problematic, but a constitutive and valuable part of it. Her subjectivity is a legitimate source of knowledge and has a central epistemic function (Kühner et al., 2016, S. 700; Herv. i.O.).

Einige qualitative Forschungsansätze nutzen das Potenzial starker Reflexivität, ohne notwendigerweise diesen Begriff zu verwenden. Sie haben unterschiedliche methodische Grundlagen, konvergieren aber in der Idee, dass die Biografie und die gelebte Erfahrung der Forschenden höchst relevante Datenquellen sind. Beispielfhaft sei verwiesen auf die Autoethnografie (vgl. Ellis & Bochner, 2000; Anderson, 2006), die Ethnopschoanalyse und weitere psychoanalytisch informierte Ansätze (vgl. Kühner, 2016; Langer, 2018) sowie die Reflexive Grounded Theory (vgl. Breuer et al., 2019, Breuer, 2024). Auch in anderen Forschungstraditionen werden stark reflexive Forschungsstrategien eingebaut, besonders im Bereich der Ethnografie. Das Interesse an stark reflexiver Forschung hat in den letzten Jahren, auch im Zuge der Corona-Pandemie, deutlich zugenommen und neue Impulse erhalten (vgl. z.B. Ploder, 2021, S. 159 ff.) und auch der Begriff der *strong reflexivity* wurde mittlerweile in verschiedenen Kontexten qualitativen Forschens aufgenommen und umgesetzt (vgl. z.B. Burner-Fritsch & Schwertel, 2023; Brehm, 2021; von Unger et al., 2022; Richter et al., 2023).

Starke Reflexivität ist eng mit feministischen Erkenntnistheorien verbunden und teilt einige Grundüberzeugungen mit der Ethnopschoanalyse. Sie ermutigt zu einem Fokus auf unseren einzigartigen individuellen Standpunkt als Wissensschaffende und fordert radikale Subjektivität als die stärkere Form der Objektivität. Eines der Hauptargumente der Ethnopschoanalyse ist, dass Sozialforschung bei Forschenden immer Ängste hervorruft. Unabhängig davon, welches Thema wir in Angriff nehmen: Wir werden dabei immer auch mit uns selbst konfrontiert, und das löst Gefühlsreaktionen aus. Nicht zuletzt: Angst vor den Gefühlsreaktionen selbst. Die meisten traditionellen Forschungsmethoden sind darauf ausgerichtet, Distanz zu den Gefühlen der Forschenden zu schaffen.

Ethnopsychanalytiker\*innen argumentieren, dass gerade die Analyse dieser Gefühle und der Angst, die sie hervorrufen, Zugang zu den wichtigsten Erkenntnissen über das Phänomen selbst ermöglicht (vgl. Devereux, 2018 [1967]; Kühner, 2018, S. 103f.). Dies stellt eine enge Beziehung her zu epistemologischen Konzepten wie starker Objektivität, Standpunkt-Epistemologie (vgl. Harding, 1993) und situiertem Wissen (vgl. Haraway, 1988).

Eine stark reflexive Forschungshaltung erlaubt es uns, Lebenswelten und Dimensionen des sozialen Lebens zu untersuchen, die sonst schwer zugänglich sind. Dazu gehören Phänomene rund um Körpererfahrungen und Emotionen (siehe Stadlbauer & Ploder, 2016), die nur schwer beobachtet werden können und in Interviews schwer beschreibbar sind. Ihre wichtigsten Dimensionen sind tief in der individuellen Erfahrung der beteiligten Personen verwurzelt, und eine stark reflexive Perspektive ermöglicht es den Forschenden, sich diesen Phänomenen aus einer Ich-Perspektive zu nähern. Ein Beispiel ist Carolyn Ellis' aufrüttelnde Autoethnografie *Final Negotiations* über die chronische Krankheit und den Tod ihres Partners (vgl. Ellis, 2018 [1995]). Weitere wichtige Indizien für die Fruchtbarkeit stark reflexiver Forschung sind Forschungsfelder und Forschungsbeziehungen, die den Forschenden Angst machen und Widerstände in der Produktion und Analyse von Daten auslösen. Ein Beispiel ist die forschende Begegnung auf Augenhöhe mit ehemaligen Kindersoldaten des Islamischen Staates im Irak (vgl. Langer & Ahmad, 2019; 2024).

### 3 Verletzbarkeit als institutionelle Zumutung – zur engen Verschränkung von starker Reflexivität und ›academic kindness‹<sup>2</sup>

Die empirische Kraft stark reflexiver Forschung hat ihren Preis. Sie ist auf Forschende angewiesen, die bereit sind, mit ihren eigenen emotionalen und körperlichen Erfahrungen zu arbeiten, auch wenn diese Erfahrungen Ängste auslösen. Was für ein zumutender Gedanke, mit dem gesamten Spektrum von Empfindungen in der Forschung zwischen Glück und Traurigkeit, Ermächtigung und Erschöpfung, Begeisterung und

Langeweile, Faszination und Ekel nicht nur zu arbeiten, sondern dieses auch anderen in der Vermittlung der Forschung und ihrer Befunde zugänglich zu machen, also beunruhigende Erfahrungen als Datenquelle an- und ernst zunehmen und mit einem anonymen Publikum zu teilen. Stark reflexiv Forschende entscheiden sich dafür, ihre Verwundbarkeit als epistemische Ressource einzusetzen und setzen sich damit einem großen Risiko aus. Denn die Verkörperung der epistemischen Dimension der Verwundbarkeit kann emotionalen und körperlichen Schmerz verstärken und auch die akademische Karriere gefährden (vgl. Rambo, 2016). Forschende Vulnerabilität wird hier als hochambivalentes Unterfangen sichtbar: Sie macht die Forschenden gleichzeitig stark und schwach. Sie macht Forschung persönlich und politisch, anregend und bedrohlich, gemeinschaftsbildend und isolierend.

Die Erfahrung aus einschlägigen Projekten zeigt, dass die Produktion von Wissen unter Bedingungen erhöhter Verwundbarkeit systematische Unterstützung von akademischen Kolleg\*innen erfordert. Sie ist nur möglich in einem sicheren Umfeld, das auf akademischem Wohlwollen basiert. Diese Haltung wurde zuletzt unter dem Schlagwort *academic kindness* diskutiert (vgl. Thaler et al., 2022). Aus unserer Sicht umfasst *academic kindness* bei stark reflexiver Forschung mindestens drei Ebenen der Unterstützung unter Peers:

Die erste Ebene ist eine zuverlässige und stabile Gruppe von Forschungspartner\*innen. Stark reflexiv Forschende brauchen Räume, in denen sie ihre Affekte und Emotionen teilen können, und Gleichgesinnte, die bereit sind, mit ihnen zu denken und zu fühlen. Sie müssen hören und sehen, wie ihre Erfahrungen bei anderen ankommen, was ihre Gefühle in ihnen auslösen. Sie brauchen Forschungspartner\*innen, die zuhören, ohne zu urteilen. Denn Verletzlichkeit allein garantiert noch keine gute stark reflexive Forschung. Um die erkenntnistheoretische Kraft ihrer Emotionen zu nutzen, brauchen Forschende verlässliche Forschungspartner\*innen und eine wertschätzenden Forschungsumgebung.

Institutionalisierte Formen eines Reflexionsraums im obigen Sinne sind die ethnopsychoanalytische Deutungswerkstatt (vgl. Bonz & Eisch-Angus, 2017) oder das *Reflection Lab* (vgl. von Unger et al., 2022).

Auch unser Chat ist ein solcher Raum geworden, in dem die Überschreitung von privater und forschender Subjektivität Programm ist. Hier teilen wir Alltägliches genauso sowie Erfahrungen aus unserer Forschungs-, Lehr- und Verwaltungstätigkeit. Sehr oft verknüpfen sich die verschiedenen Lebensbereiche – zum Beispiel, wenn Lehre als Sorgearbeit sichtbar wird, oder wir ›Feldnotizen aus dem Alltag‹ miteinander teilen. Immer wieder kristallisieren unsere Gespräche über Alltägliches und Außeralltägliches, familiäre, berufliche und gesundheitliche Glücks- und Krisenmomente in Reflexionen über unser Forschungshandeln. Dabei entstehen wertvolle Einsichten in unsere Forschungsfelder, unterstützende Dynamiken in beruflichen und privaten Krisen aber auch methodologische Metareflexionen wie jene, die wir hier teilen. Glücklicherweise stehen wir damit nicht alleine da: Viele Kolleg\*innen pflegen ähnliche ›akademische Freundschaften‹, die ihnen beruflich und privat sowohl Halt als auch Inspiration geben. Ihre methodologische Bedeutung sichtbar zu machen, ist eines der Anliegen dieses Textes.

Die zweite Ebene betrifft die Begutachtung von stark reflexiver Forschung. Das Teilen unserer Arbeit in Publikationen entspricht dem wissenschaftlichen Arbeitsethos und ist für das akademische ›Überleben‹ von Forschenden notwendig. In diesem Prozess spielen sowohl Herausgebende als auch Gutachtende eine entscheidende Rolle. Eine wertschätzende Begutachtungskultur ist für alle Forschenden wichtig, wird aber bei stark reflexiver Forschung besonders greifbar. In diesem Sinn haben Levitt et al. (2021) das Konzept ›epistemic privilege‹ ins Spiel gebracht, um die Verwicklungen und Verstrickungen von Forschenden ins Forschungsfeld als erkenntnisproduktive Ressource nicht nur konzeptionell zu fundieren, sondern im Hinblick auf Begutachtungsprozesse zu legitimieren:

In this approach, the recognition of differences among the histories, perspectives, knowledge, and investments of research team members creates a context in which forms of subjective knowledge (i.e., lived experience, expertise) become resources that heighten a team's perspicacity. The enactment of the proposed procedures shifts the meanings and application of confirmation processes so they become

appropriate for critical, constructivist, and participatory research. They change the theoretical formulation from a democratic process of confirming objective perceptions to a collaborative process of *intersubjective recognition* that values diverse knowledge sources (Levitt et al., 2021, S. 407; Herv. i.O.).

Die dritte Ebene betrifft die Rezeption der Forschungsergebnisse. Stark reflexive Forschung erfordert wertschätzende Rezipient\*innen, damit sie ihre volle epistemische Kraft entfalten kann. In einigen stark reflexiven Ansätzen wie z.B. der evokativen Autoethnografie oder spezifischen Methoden wie der *Research Vignette* (vgl. Langer, 2016) – wird die Bedeutung einer guten Beziehung zwischen Autor\*innen und Leser\*innen ausdrücklich angesprochen. Sie basiert auf der Überzeugung, dass der Forschungsprozess nicht bei den Forschenden endet, sondern sich auf die Erfahrung der Lesenden erstreckt. Um diesen Prozess zu unterstützen, müssen die Lesenden für eine Leseerfahrung offen sein, die sie berühren und verändern kann (vgl. z. B. Richardson & Adams St. Pierre, 2005) – und die den Autor\*innen nicht unkritisch, aber wertschätzend gegenübersteht.

#### 4 Becoming a researcher – Forschen als Prozess der Subjektivierung

In unseren bisherigen Arbeiten zur *strong reflexivity* haben wir uns darauf konzentriert, dass die Affekte und Emotionen der Forschenden eine wichtige Quelle für das sozial- und kulturwissenschaftliche Forschen darstellen (vgl. Abschn. 2), ihre Nutzung aber immer auch eine Zumutung für die Forschenden bedeutet (vgl. Abschn. 3). Immer mehr wird uns klar, dass auch das umgekehrte Argument gilt: Forschung, die etwas mit uns zu tun hat, die etwas ›mit uns macht‹ und uns als Personen verändert, lässt sich auch als spannender Prozess der Subjektivierung der Forschenden als Bildungsprozess begreifen. Stark reflexive Forschungsbeziehungen (mit Forschungsteilnehmer\*innen, unterstützenden Kolleg\*innen, Gutachtenden, Rezipient\*innen etc.) sind keine Einbahnstraße. Wir ›werden Forschende‹ (durchaus auch im Sinn des ›becoming‹ von Karen Barad, 2007) nicht nur durch die Anwendung von Methoden, in

denen wir immer geübter und versierter werden, und sukzessive unsere Forschungspersönlichkeit weiterentwickeln. Wir erhalten auch die Möglichkeit, uns selbst als forschende Subjekte immer wieder neu zu konstituieren, indem wir uns auf Forschungsbeziehungen einlassen, durch sie etwas über die Welt und uns selbst lernen, und diese Erfahrungen zu einem Teil von uns machen.

Nicht zufällig wird dieser Aspekt bisher vor allem im Kontext der Forschungsethik diskutiert: Bott (2010) etwa weist auf die Bedeutung jener »ethically important moments« in diesem Prozess hin, jenen »difficult, often subtle, and usually unpredictable situations that arise in the practice of doing research« (Guillemin & Gillam, 2004, S. 262). Die Subjektivität der Forscherin werde so »formed of and through processes of relational identification and/or othering, the specific dynamics of which could probably only manifest within this particular research environment« (Bott, 2010, S. 171). Beispielhaft wollen wir hier auf die Fall- oder Forschungsvignette einer schwierigen Forschungsbegegnung von einem der Autoren dieses Beitrags verweisen, die sich im Rahmen einer Studie zu den psychosozialen Dynamiken HIV-bezogenen sexuellen Risikoverhaltens schwuler und bisexueller Männer in Deutschland (vgl. Langer, 2009) entwickelt hat. Die Reflexion der die Begegnung scheinbar durchziehenden Momente scheiternder Empathie und stigmatisierenden *Otherings* (vgl. Brehm & Langer, i.E.) weist hier den Weg zur Ausbildung einer Forscher\*innensubjektivität, die von den Dilemmata einer emanzipatorischen Forschungshaltung geprägt ist und nach einer relationalen Ethik verlangt, der wir im kommenden Abschnitt nachgehen. Die Frage ist ja alles andere als trivial: Was sehen wir als reflektierende Forschende eigentlich, wenn wir in den Spiegel schauen (vgl. Brown, 2008, S. 402)? Mit Žižek (1996) ließe sich antworten: »when I speak, I always constitute a virtual place of enunciation from which I speak, yet this is never directly »me«« (S. 194). Reflexivität bezieht sich, dem folgend, nicht auf ein festes Forscher\*innensubjekt. Was wir stattdessen in den Blick nehmen müssen, sind die sich in den Forschungsbegegnungen selbst vollziehenden, stets fluiden und fragilen Positionierungen als Forscher\*innensubjekt.

Diese Einsicht hat mehrere Konsequenzen für das Nachdenken über stark reflexive Forschung: Zunächst macht sie deutlich, dass es sich dabei keineswegs um ein reines ›Opfer‹ an den Wissenschaftsbetrieb handelt. Bei aller Vulnerabilität, Exponiertheit und Karriererisiken, die reflexives Forschen mit sich bringt, ist es nie nur *painful*, sondern immer auch *rewarding* (vgl. Kühner, 2018). Dieser *reward* ist freilich nicht immer glückbringend, er kann auch krisenhaft erlebt werden. Er ist aber in jedem Fall ›produktiv‹, hinterlässt Spuren bei den Forschenden, verändert sie als Subjekt. In dieser Subjektwerdung verschmelzen wiederum Impulse aus der Forschung mit solchen aus der privaten Biografie. Die Verstrickung der Forschenden in ein Gewebe aus ›privater‹ und forschender Subjektwerdung wird hier nicht nur zum Ausgangspunkt der Forschung, sondern auch zu ihrem Ergebnis.

In diesem Licht wird die Forschungsbeziehung nicht nur als Quelle von Daten und Forschungsergebnissen, sondern auch als Ort der Entwicklung von Forschenden sichtbar. Dass jedes Forschungsprojekt uns methodisch schult und uns zu besseren Forschenden macht, ist fast schon ein Gemeinplatz in der Methodenliteratur. Einen Schritt weiter geht die Literatur zur performativen Sozialforschung, wenn sie betont (vgl. z.B. Denzin, 2003), dass jedes Forschungsprojekt uns mit einer veränderten Sicht auf das untersuchte Phänomen und Forschungsfeld zurücklässt. Dass Forschungsbeziehungen aber die Forschenden auch abseits des konkreten Forschungsgegenstands als ›private‹ Person, als ›Mensch‹ verändern können, wird bisher weniger explizit diskutiert – obwohl es der Erfahrung der meisten Sozialforschenden entspricht und auch methodisch relevante Implikationen hat.

Weil stark reflexive Forschung auf eine wertschätzende Arbeitsumgebung angewiesen ist (siehe Abschn. 3), wird sie aber fast immer auch von weiteren Beziehungen getragen, die als erweiterte Forschungsbeziehungen verstanden werden können. Diese Beziehungsgefüge (zum Beispiel die oben genannte Deutungswerkstatt, das *Reflection Lab* oder selbstorganisierte Gruppen wie unser Chat) können zu Orten werden, in denen wir den ›reward‹ stark reflexiver Forschung sichtbar und erfahrbar machen können. Foucault (2007) spricht davon, das eigene Leben als Kunstwerk

im Sinne einer Ästhetik der Existenz nicht nur zu begreifen, sondern widerständig zu formen. Die Arbeit an sich als Forscher\*in verlangt in diesem Sinne nicht nur die Aneignung von Methodenkompetenzen und die Akkumulierung von Forschungserfahrungen, sondern vor allem das reflektierende Ringen um ein stets fragiles und tentatives Forschungs-Ich als intersubjektiven Entwurf.

## 5 Forschungsethik als relationale Ethik

Unser gemeinsames Nachdenken über *strong reflexivity* haben wir im Jahr 2014 in Frankfurt am Main begonnen, wenige Monate nach der Sprengung des 38-stöckigen AfE-Turms an der Goethe Universität. Eines der vielen legendären Graffiti im ›Turm‹ formulierte die Forderung ›Subjekt sein, nicht forschen!‹ – und könnte das Motto dieses Textes sein. Denn stark reflexive Forschung fordert genau das, und noch ein bisschen mehr: Subjekt sein, nicht (nur) forschen. Im Forschen immer auch Subjekt sein. Im Subjekt-sein immer auch forschen.

Forschungsbeziehungen – mit Forschungsteilnehmer\*innen und mit unterstützenden Peers – sind der Dreh- und Angelpunkt, die *conditio sine qua non* stark reflexiver Forschung. Sie ist getragen von der Überzeugung, dass Forschungsbeziehungen immer zweiseitig sind und beide Seiten verändert zurücklassen. Weil sie zugleich auch Quelle von Daten und Forschungsergebnissen, sowie Orte der Entwicklung von Forschenden und Forschungsteilnehmer\*innen sind, liegt es nahe, diese Beziehungen auch zum Ausgangspunkt forschungsethischer Überlegungen zu machen, wie wir in diesem Abschnitt skizzieren werden.

Beziehungsethik (oder relationale Ethik) basiert im weitesten Sinn auf der anthropologischen Prämisse, dass Menschen sich durch ihre Verbundenheit miteinander und ihre Beziehungen zueinander auszeichnen. Daraus ergibt sich ein Menschenbild, das Emotionen, wechselseitiger Abhängigkeit und Vulnerabilität einen zentralen Stellenwert einräumt. Beziehungen werden zur wichtigen Quelle ethischer Verantwortung und auch zu dem Ort, an dem diese Verantwortung wahrgenommen werden muss (vgl. Metz & Miller, 2016). Die Gestaltung der Beziehung ist ein

zentrales Thema sowie die Überzeugung, dass alle Beteiligten die Beziehung gestalten und von ihr verändert werden.

In der bisherigen Debatte um Forschungsethik in der qualitativen Forschung dreht sich vieles um prozedurale Fragen: Ethik-Kodizes, Ethik-Kommissionen aber auch Sensibilisierungsarbeit zur Unterstützung von situativ gebundener ethischer Reflexivität (vgl. z.B. von Unger, 2021). Gesucht wird nach Wegen, klassische forschungsethische Ziele (wie etwa Schadensvermeidung, Freiwilligkeit der Teilnahme, informierte Einwilligung und Anonymität) für qualitatives Forschen anschlussfähig zu machen. Die Unvorhersehbarkeit des Verlaufs qualitativer Forschungsprojekte stellt dabei eine große Herausforderung dar. Sie macht es schwierig, die ethische Qualität des Forschungsdesigns vorab von einer Ethik-Kommission beurteilen zu lassen. Sie macht es schwer, informierte Einwilligung zu garantieren, weil zu im Moment der Datenproduktion oft noch nicht klar ist, zu welchem weiteren Forschungsverlauf eigentlich eine Einwilligung gegeben werden kann. Sie macht es schwer, Anonymität zuzusichern, weil oft unklar ist, wer die Forschungsergebnisse zu Gesicht bekommt und welche Schlüsse daraus gezogen werden. In den letzten Jahrzehnten wurden viele gute Wege entwickelt, mit diesen Herausforderungen umzugehen (vgl. z.B. von Unger, 2021).

Was dabei aber selten in Frage gestellt wird, sind die Grundüberzeugungen, die hinter diesen Zielen stehen. Auch wenn selten explizit auf Debatten in der philosophischen Ethik Bezug genommen wird, steht im Hintergrund implizit eine individualistische Ethik (repräsentiert z.B. durch deontologische und konsequentialistische Positionen). Sie basiert auf der anthropologischen Prämisse, dass Menschen vor allem durch Autonomie und Vernunft gekennzeichnet sind.

Wo in der Forschungsethik alternative Wege angedacht werden (die nicht auf ein anderes Prozedere, sondern auf andere Ziele abstellen), ist der Bezugspunkt meist die sogenannte Sorge-Ethik (*ethics of care*). Nicht zuletzt durch Carolyn Ellis (2007) in die Debatte gebracht, wird heute immer wieder die Sorgeethik als möglicher Zugang für autoethnografisches Forschen (vgl. Visse & Niemeijer, 2016; Lapadat, 2017) und qualitative Forschung im Allgemeinen (vgl. Reich 2021) diskutiert. Sorgeethik

ist eine Variante der Beziehungsethik, der aber die Idee eines Machtgefälles zwischen Sorgenden und Sorgebedürftigen eingeschrieben ist. Übertragen auf die Forschungsethik ergibt sich daraus die Vorstellung, dass Forschende Sorgepflichten gegenüber Ihren Forschungsteilnehmer\*innen haben, den Forschungsteilnehmer\*innen aber umgekehrt wenig Macht in dieser Beziehung zukäme und die Forschenden von der Beziehung nicht profitierten. Diese einseitige Betrachtung (und einige weitere Schwierigkeiten) haben der Sorgeethik Kritik innerhalb der philosophischen Debatte eingebracht (für einen Überblick über die zahlreichen Stoßrichtungen der Kritik an der Sorgeethik, vor allem auch von feministischer Seite, vgl. Norlock, 2019) die auch für die Frage der Forschungsethik als Sorgeethik relevant ist.

Relationale Ethik (im weiteren Sinn) vermeidet einige Probleme der Sorgeethik. Zugleich basiert sie auf einem Menschenbild, das mit einigen methodologischen Hintergrundüberlegungen der qualitativen Sozialforschung, insbesondere mit jenen der stark reflexiven Forschung besser kompatibel ist als das oben skizzierte individualistische Menschenbild:

[W]hen we take our relationships and relationality as the starting points for moral theory[, it] transforms our view of the nature of an individual moral agent: the independent, ideally autonomous, and rational agent who stars in much of modern moral philosophy morphs into an interdependent, vulnerable, and emotional agent. The idea of the individual is reconceived as the self-in-relation, a concept that highlights both the fundamentally relational nature of human social ontology, as well as the constitutive importance of relationships for establishing moral agency in the first place (Metz & Miller, 2016, S. 7).

Qualitative Forschung im Allgemeinen und stark reflexive Forschung im Besonderen teilen viele Überzeugungen mit der Beziehungsethik, weshalb wir ihr Verhältnis in Zukunft weiter ausloten wollen. Für diesen Text muss es genügen, einige dieser gemeinsamen Bezugspunkte zu benennen: Beide basieren auf der Überzeugung, dass Menschen immer in Beziehung zueinander stehen; dass diese Beziehungen zentrale Rahmenbedingungen

und Quellen für die sozialwissenschaftliche Forschung bzw. ethische Erwägungen sind; dass Affekte und Emotionen große epistemologische Relevanz haben; und dass Gemeinschaft und Sorge zentrale Kategorien sowohl für die Sozialforschung als auch für ethische Erwägungen sind. (Forschungs-)Ethische Entscheidungen sind in diesem Licht immer eng mit Affekten und Emotionen verbunden und dürfen – ja müssen – von ihnen informiert und motiviert sein.

Bei der Entwicklung einer relationalen Forschungsethik geht es nicht darum, die Ziele der klassischen Forschungsethik über Bord zu werfen oder gar umzukehren. Schadensvermeidung und freiwillige Teilnahme müssen weiterhin wichtige Ziele der Forschungsethik sein. Werden sie allerdings in eine relationale Grundhaltung eingebettet, die die Forschungsbeziehung und deren Pflege in den Vordergrund rückt, stellen sich Fragen der Schädigung und Freiwilligkeit in anderer Weise.

### 6 Starke Reflexivität in der Hochschullehre<sup>3</sup>

In den letzten Jahren haben wir uns immer wieder mit der Frage beschäftigt, was starke Reflexivität eigentlich für die akademische Lehre bedeutet. Dabei steht zunächst die Frage der Vermittlung im Raum: Wie können wir die Idee einer stark reflexiven Forschung in der Lehre argumentativ stützen und praktisch/performativ vermitteln? Nicht weniger relevant ist aber auch die Frage, ob es so etwas wie *stark reflexive Lehre* geben kann. Eine Lehre, die die Idee starker Reflexivität nicht nur vermitteln, sondern zur Grundlage des Lehrhandelns selber machen will. Dazu haben wir vor kurzem ein paar Überlegungen angestellt (vgl. Weydmann & Ploder, i.E.), die wir hier kurz zusammenfassen:

In den Abschnitten 3 und 4 haben wir betont, dass die Forschungsbeziehung einen zentralen Stellenwert für stark reflexive Forschung hat. Sie ist nicht nur ein Ort der Datenproduktion, der Entstehung und Reflexion von Emotionen und eine Relation, die forschungsethische Verantwortung generiert, sondern auch ein Ort der Subjektivierung der Forschenden. Der Forschungsprozess wird damit auch als Bildungsgeschehen erfassbar,

womit wir schon mitten im Thema der stark reflexiven Hochschullehre angelangt sind.

Im Spiegel starker Reflexivität wird die akademische Lehre als Bildungsprozess für Lehrende (nicht ›nur‹ für Lernende) greifbar. Die biografischen Verstrickungen von Lehrenden und Studierenden mit den Lehrinhalten und ihre emotionalen Bezüge zu bestimmten fachlichen Perspektiven, Methoden oder Theorien werden zur didaktischen Ressource für alle Beteiligten. Wenn Lehrende ihre Semesterpläne so konzipieren, dass jede Lehrinheit und Forschungsübung eine (fachliche, aber auch persönliche) Bedeutung für sie hat, können sie eine Lernumgebung schaffen, die ihre biografische und emotionale Resonanz zu den Lehrinhalten produktiv nutzt. Einem solchen Zugang liegt die Einsicht zugrunde, dass alle Teilnehmenden ihre je eigene Perspektive in den Bildungsprozess einbringen. Das in Lehre (re-)produzierte Wissen (ent-)steht daher in direkter (und expliziter) Relation zu den beteiligten Akteur\*innen.

Stark reflexive Hochschullehre basiert also auf zwei Einsichten: Erstens, dass Lehrende immer auch Wissen über sich selbst vermitteln – ob sie wollen oder nicht. Und zweitens, dass sie nie nur ein kognitives, sondern immer auch ein emotionales Verhältnis zu den Lehrinhalten haben. Wenn Lehrende diese beiden Umstände didaktisch nutzen, wird für Studierende verstehbar, vor welchem Hintergrund Lehrinhalte ausgewählt, aufbereitet und vermittelt werden. Vielleicht noch wichtiger: Es wird für sie greifbar, was Lehrende an ihrem Gegenstand fasziniert, verärgert oder auch abstößt. Sie finden Lehrende als ›ganze‹ Personen vor, können ihnen widersprechen, sich von deren Enthusiasmus anstecken und/oder zur aktiven (Ko-)Produktion neuer Wissensbestände inspirieren lassen.

Riegler und Kolleg\*innen (2023) gehen in ihrem Artikel *Qualitativ Forschen lehren lernen* noch einen Schritt weiter und schlagen vor, »eine verletzliche und sich ihrer eigenen Limitationen bewusste Forschungshaltung« (ebd., S. 36) auch für die Lehre qualitativer Methoden in Betracht zu ziehen. Sie verbinden mit stark reflexiver Lehre auch die ethische Forderung,

Forschungs- und Lehrkontexte eben nicht als Wettbewerbs- und permanente Prüfungssituationen zu rahmen, sondern als Sorgebeziehungen, die in Anlehnung an Hartmann (2020, 2022) als »unverfügbare Bindung[en]« begriffen werden können. Nur wenn wir in Forschungs- und Lehrkontexten darauf vertrauen können, dass wir in unseren Unzulänglichkeiten angenommen werden und uns im Sinn eines gemeinsamen Bemühens um einander und die uns verbindende Sache umsort finden, können wir uns auf Reflexionsprozesse und situierte Praktiken der Verständigung einlassen (ebd., S. 36).

Damit werden zwei weitere wichtige Aspekte reflexiver Lehre angesprochen: Sie hat das Potenzial, innerhalb des Lehrkontextes beziehungsstiftend zu wirken. Und sie ermöglicht es, Lehr-Lern-Beziehungen nicht nur als Vehikel der Wissensvermittlung und -produktion, sondern auch als Sorgebeziehungen zu verstehen. Damit das gelingen kann, brauchen allerdings sowohl Lehrende als auch Studierende einen verlässlichen, geschützten und solidarischen Austausch und »emotionssensible Räume« (Gottschalk & Stamann, 2023, S. 74).

## 7 Einladung zum gemeinsamen Weiterdenken

Die Überlegungen, die wir in diesem Beitrag an- und vorgestellt haben, haben uns weit weg gebracht von der konventionell-wissenschaftlichen Distanzierung von allem, was mit Affekten und Emotionen zu tun hat, um das objektiviert-objektivierende Cogito des empirischen Forschers abzusichern. Stattdessen betonen wir die Bedeutung und programmatische Wertschätzung von Subjektivität, von Erfahrungen des Leidens und der Lust, des Scheiterns und des Triumphes, des hadernden Ringens und unkontrollierten *Flows* im Forschen: Das ist es doch, was Forschung – auch – ausmacht. Wir wollten Anregungen dafür bieten, wie Affekte und Emotionen erkenntnisproduktiv in der qualitativen Forschungspraxis genutzt werden können. Grundlegend war dabei der Bezug zur starken Reflexivität als vielleicht einmal traditionsstiftende Forschungshaltung. Aufmerksam gemacht haben wir auf institutionelle Gelingensbedingun-

gen im Sinne einer *academic kindness*. Im Forschen, so eine davon ausgehende These, geht es auch immer darum, sich selbst in Beziehung zu der/dem/den Anderen als Forscher\*innen-Subjekt (im mehrfachen Sinne des Wortes) zu bilden. Daraus erwachsen Folgen für eine Neuformulierung der Ethik als relationaler, und aufregende Möglichkeiten einer stark reflexiven Hochschullehre, die wir in den letzten beiden Abschnitten skizziert haben.

Eher angedeutet als ausgeführt haben wir konkrete Wege (gemäß der Übersetzung des griechischen *μέθοδος/méthodos*), auf denen Forschende das im je alltäglichen Forschungshandeln verwirklichen, also den Anspruch, dass es professionell sei, Gefühle zu haben, im wissenschaftlichen Diskurs in Szene setzen können: Unsere Hinweise etwa auf Autoethnografie(n), *Research Vignettes* und *Reflection Labs* müssten gleichwohl ergänzt werden durch ethnopschoanalytische und tiefenhermeneutische Perspektiven, innovative Methoden des *Collaborative Storytelling*, post- und transhumanistischer Ansätze und und und. Wir hoffen, dass wir mit dem Beitrag einige Impulse für kreative eigene Einsätze geben können: nutzen, was als hilfreich empfunden wird, vor allem aber auch verändern, mit ihnen spielen, sie überschreiten, sie kritisch wenden, neue Wege gehen, andere Vorschläge machen, einbringen in den Diskurs. Wir sehen den Artikel als Einladung zum gemeinsamen Nachdenken, spannenden Nachspüren und inspirierten Mit- und Weiterschreiben.

## ► Anmerkungen

- 1 Der Begriff *strong reflexivity* wurde von Sandra Harding als notwendige Bedingung von *strong objectivity* eingeführt (vgl. etwa Harding 1993 oder das Interview mit Harding, abgedruckt in Hirsh & Olson, 1995), in der qualitativen Methoden-Debatte aber erst spät bzw. nur punktuell aufgegriffen (vgl. aber Hesse-Biber & Leavy, 2007 sowie Hamati-Ataya, 2014). Brooks (2007, S. 75) zufolge geht es dabei um die Forderung, »that researchers actively acknowledge, and reflect on, how their social locations, biographical histories, and worldviews interact with, influence, and are influenced by the research process«. Auch die Unterscheidung zwischen starker und schwacher Reflexivität in der qualitativen Forschung kann der Sache nach (aber mit anderer Terminologie) auf mehrere Vor-

bilder zurückgreifen. Das Kontinuum forschender Reflexivität wird beispielsweise von Clive Seale (1999, S. 160) mit den Polen *confession* und *reflexive accounting* markiert. Breuer et al. (2002) plädieren dafür, die »Bedeutung subjektseitige[r] Einflüsse für wissenschaftliche Erkenntnisarbeit« (ebd., Par. 2) anzuerkennen, statt mithilfe von ›standardisierter Methodik‹ zu versuchen, »das erkenntnisproduzierende Subjekt als ›Störfaktor‹« (ebd., Par. 2) auszuschalten.

- 2 Andrea Ploder (2022) hat in einem früheren Aufsatz ausführlichere Überlegungen zu dieser Dimension angestellt, die wir hier zusammenfassen.
- 3 Für eine detailliertere Auseinandersetzung mit diesem Thema vgl. Weydmann & Ploder (i.E.).

## ► Literatur

Anderson, Leon (2006). Analytic autoethnography. *Journal of Contemporary Ethnography*, 35(4), 373-395.

Barad, Karen (2007). *Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham & London: Duke University Press.

Cahn, Bonz, Jochen & Eisch-Angus, Katharina (2017). Sinn und Subjektivität. Traditionen und Perspektiven des Methodeninstruments Ethnopschoanalytische Deutungswerkstatt/Supervisionsgruppe für Feldforscher:innen. In Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, & Almut Sülzle (Hrsg.), *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens* (S. 27-58). Wiesbaden: VS Verlag.

Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion, & Sülzle, Almut (2017). *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*. Wiesbaden: VS Verlag.

Bott, Esther (2010). Favourites and others: reflexivity and the shaping of subjectivities and data in qualitative research. *Qualitative Research*, 10(2), 159-173.

Brehm, Alina (2021). *Repräsentanzen der Shoah*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Brehm, Alina & Langer, Phil C. (i.E.). Is It Really (All) About Empathy? – A Strong Reflexive Approach to Emotionally Charged Research Experiences. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*.

Breuer, Franz (2024). Was sind sozialwissenschaftliche Daten? Und wozu werden sie gebraucht? Die Nutzung von ForscherInnen-Emotionen im Forschungsprogramm der Reflexiven Grounded Theory. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 48(1), 419-441.

- Breuer, Franz; Mruck, Katja & Roth, Wolff-Michael (2002). Subjektivität und Reflexivität: Eine Einleitung. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 3 (3), Art. 9. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs020393> (Stand: 18.07.2024).
- Breuer, Franz; Muckel, Petra & Dieris, Barbara (2019). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Brooks, Abigail (2007). Feminist Standpoint Epistemology. Building Knowledge and Empowerment Through Women's lived Experience. In Sharlene Nagy Hesse-Biber & Patricia Lina Leavy (Hrsg.), *Feminist Research Practice: A Primer* (S. 53-82). Thousand Oaks CA: Sage.
- Brown, Tony (2008). Desire and Drive in Researcher Subjectivity: The Broken Mirror of Lacan. *Qualitative Inquiry*, 14(3), 402-423.
- Burner-Fritsch, Isabel & Schwertel, Tamara (2023). Of Newcomers and Supervisors: Ethical Issues in Supervising Newcomers in Qualitative Health Research. *International Journal of Qualitative Methods*, 22, 1-8.
- Chaplin, Tara M., & Aldao, Amelia (2013). Gender differences in emotion expression in children: a meta-analytic review. *Psychological Bulletin*, 139(4), 735-765.
- Denzin, Norman K. (2003). The Call to Performance. *Symbolic Interaction*, 26(1), 187-207.
- Dernikos, Bessie; Lesko, Nancy; McCall, Stephanie & Niccolini, Alyssa (Hrsg.) (2020). *Mapping the Affective Turn in Education. Theory, Research, and Pedagogies*. London: Routledge.
- Devereux, Georges (2018 [1967]). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Eid, Michael & Diener, Ed (2001). Norms for experiencing emotions in different cultures: inter-and intranational differences. *Journal of Personality and Social Psychology*, 81(5), 869-885.
- Ellis, Carolyn (2007). Telling Secrets, Revealing Lives: Relational Ethics in Research with Intimate Others. *Qualitative Inquiry*, 13(1), 3-29.
- Ellis, Carolyn (2018 [1995]). *Final Negotiations. A Story of Love, Loss, and Chronic Illness*. Philadelphia: Temple University Press.
- Ellis, Carolyn & Bochner, Arthur P. (2000). Autoethnography, personal narrative, reflexivity. In Norman K. Denzin & Ionna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of Qualitative Research, Second Edition* (S. 733-768). London: Sage.
- Foucault, Michel (2007). *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Berlin: Suhrkamp.

- Gottschalk, Ines & Stamann, Christoph (2023). Der Umgang mit Emotionen in qualitativen Lehrforschungsprojekten. *Journal für Psychologie*, 31(2), 65-85.
- Guillemain, Marilyns & Gillam, Lynn (2004). Ethics, Reflexivity, and »Ethically Important Moments« in Research. *Qualitative Inquiry*, 10(2), 261-280.
- Hamati-Ataya, Inanna (2014). Transcending objectivism, subjectivism, and the knowledge in-between: the subject in/of 'strong reflexivity'. *Review of International Studies*, 40, 153-175.
- Haraway, Donna (1988). Situated knowledges: The science question in feminism and the privilege of partial perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.
- Harding, Sandra (1993). Rethinking standpoint epistemology: What is »strong objectivity«? In Linda Alcoff & Elizabeth Potter (Hrsg.), *Feminist Epistemologies* (S. 49-82). New York: Routledge.
- Hesse-Biber, Sharlene Nagy & Leavy, Patricia Lina (Hrsg., 2007). *Feminist Research Practice: A Primer*. Thousand Oaks CA: Sage.
- Hirsh, Elizabeth & Olson, Gary A. (1995). Starting from Marginalized Lives: A Conversation with Sandra Harding. *JAC*, 15(2), 193-225.
- Hochschild, Arlie R. (1990). *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Berkeley: University of California Press.
- Holt, Louise; Bowlby, Sophie & Lea, Jennifer (2013). Emotions and the habitus: Young people with socio-emotional differences (re) producing social, emotional and cultural capital in family and leisure space-times. *Emotion, Space and Society*, 9, 33-41.
- Jaggar, Alison M. (1989). Love and knowledge: Emotion in feminist epistemology. *Inquiry*, 32(2), 151-176.
- Kühner, Angela (2016). Social research as a painful (but rewarding) self-investigation: Re-reading Georges Devereux' notion of radical subjectivity. *Qualitative Inquiry*, 22(9), 725-734.
- Kühner, Angela (2018). Jenseits der Kontrollfiktion. In Alina Brehm & Jakob Kuhlmann (Hrsg.), *Reflexivität und Erkenntnis* (S. 99-118). Gießen: Psychosozial.
- Kühner, Angela; Ploder, Andrea & Langer, Phil C. (2016). Introduction to the special issue: European contributions to strong reflexivity. *Qualitative Inquiry*, 22(9), 699-704.
- Langer, Phil C. (2009). *Beschädigte Identität: Dynamiken des sexuellen Risikoverhaltens schwuler und bisexueller Männer*. Wiesbaden: Springer VS.

- Langer, Phil C. (2016). The research vignette: Reflexive writing as interpretative representation of qualitative inquiry -- A methodological proposition. *Qualitative Inquiry*, 22(9), 735-744.
- Langer, Phil C. (2018). Emanzipatorische Forschung: Fürsorgeversprechen, Widerstandsdynamiken und eine Ethik der Zurückhaltung. In Erica Augello von Zadow, Jan Lohl & Panja Schweder (Hrsg.), *Widerstand und Fürsorge. Theorie und Praxis der psychoanalytischen Sozialpsychologie* (S. 141-162). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Langer, Phil C. & Ahmad, Aisha-Nusrat (2019). Psychosocial Needs of Former ISIS Child Soldiers in Northern Iraq. Research Report. Berlin: IPU. Online-Publikation. <https://www.ipu-berlin.de/fileadmin/downloads/forschung/isis-report.pdf> (Stand: 18.07.2024).
- Langer, Phil C. & Ahmad, Aisha-Nusrat (2024). Translating Trauma into Testimony: Collaborative Story-telling with Former ISIS Child Soldiers in Northern Iraq. *HARM – Journal of Hostility, Anger, Repression and Malice*, 3, 27-47.
- Lapadat, Judith C. (2017). Ethics in Autoethnography and Collaborative Autoethnography. *Qualitative Inquiry*, 23(8), 589-603.
- Laube, Stefan (2019). Der Markt im Körper. Emotionales Beobachten und Bewerten im digitalisierten Finanzhandel. *Zeitschrift für Soziologie*, 48(4), 263-278.
- Levitt, Heidi M.; Ipekci, Bediha; Morrill, Zenobia, & Rizo, Javier L. (2021). Intersubjective recognition as the methodological enactment of epistemic privilege: A critical basis for consensus and intersubjective confirmation procedures. *Qualitative Psychology*, 8(3), 407-427.
- Merleau-Ponty, Maurice (2011 [1945]). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.
- Metz, Thaddeus & Miller, Sarah Clark (2016). Relational Ethics. In Hugh LaFollette (Hrsg.), *The International Encyclopedia of Ethics* (S. 1-10). John Wiley & Sons.
- Nagel, Thomas (1986). *The View From Nowhere*. Oxford: Oxford University Press.
- Norlock, Kathryn (2019). Feminist Ethics. In Edward N. Zalta (Hrsg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. <https://plato.stanford.edu/archives/sum2019/entries/feminism-ethics/> (Stand: 18.07.2024).
- Ploder, Andrea (2021). Evokative Autoethnografie. In Marc Dietrich, Irene Leser, Katja Mruck, Paul S. Ruppel, Anja Schwentesius, & Rubina Vock (Hrsg.), *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kultur, Performanzen und Methoden* (S. 155-172). Wiesbaden: Springer VS.

- Ploder, Andrea (2022). Strong reflexivity and vulnerable researchers. On the epistemological requirement of academic kindness. *Queer-Feminist Science & Technology Studies Forum*, 7, 25-38. <https://queersts.com/wp-content/uploads/2022/12/Forum-7-2020-25-38-Ploder.pdf> (Stand: 18.07.2024).
- Rambo, Carol (2016). Strange accounts: Applying for the department chair position and writing threats and secrets »in play«. *Journal of Contemporary Ethnography*, 45(1), 3-33.
- Reich, Jennifer A. (2021). Power, Positionality, and the Ethic of Care in Qualitative Research. *Qualitative Sociology*, 44, 575-581.
- Richardson, Laurel & Adams St. Pierre, Elizabeth. (2005). Writing: A method of inquiry. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.). *The SAGE Handbook of Qualitative Research, Third Edition* (S. 959-978). London: Sage.
- Richter, Sophia; Petrik, Flora & Friebertshäuser, Barbara (2023). Irritationen suchen, erzeugen oder vermeiden. Reflexionen zu Forschungsprozessen in ethnografischen Projekten. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 24(3), Art 7. <https://doi.org/10.17169/fqs-24.3.4007> (Stand: 18.07.2024).
- Riegler, Julia; Hametner, Katharina; Wrbuschek, Markus; Distler, Paul & Sluncke, Thomas (2023). Qualitativ Forschen lehren lernen: Perspektiven für eine Gratwanderung in Zeiten von Institutionalisierung und neoliberalen Studienbetrieb. *Journal für Psychologie*, 31(2), 19-41.
- Scherke, Katharina (2009). *Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scherke, Katharina (2024). *Emotionssoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Schweder, Panja; Langer, Phil C. & Kühner, Angela (2013). Reflexion als Verführung? Fünf Thesen zu den Ambivalenzen des Reflexivitätsanspruchs in qualitativer Forschung und Methodenausbildung. In Phil C. Langer, Andrea Kühner & Panja Schweder (Hrsg.), *Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung* (S. 201-210). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Seale, Clive (1999). *The Quality of Qualitative Research*. London: Sage.
- Stadlbauer, Johanna & Ploder, Andrea (2016) »I start with my personal life« – Zum Potenzial der Autoethnographie für die volkswissenschaftliche Forschung zu und mit Gefühlen. In Matthias Beitzl & Ingo Schneider (Hrsg.), *Emotional turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten* (S. 271-280). Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde.
- Thaler, Anita & Jauk-Ajamie, Daniela (2022). Editorial for Queer STS Forum #7 2022: Towards academic kindness – A queer-feminist string figure on kinder

working cultures in academia, *Queer-Feminist Science & Technology Studies Forum*, 7, 4-10. <https://queersts.com/wp-content/uploads/2022/12/Forum-7-2020-4-10-Thaler-Jauk.pdf> (Stand: 18.07.2024).

Visse, Merel, & Niemeijer, Alistair (2016). Autoethnography as a praxis of care – The promises and pitfalls of autoethnography as a commitment to care. *Qualitative Research Journal*, 16 (3), 301-312.

von Unger, Hella, Huber, Anna, Kühner, Angela, Odukoya, Dennis, & Reiter, Herwig (2022). Reflection Labs: A Space for Researcher Reflexivity in Participatory Collaborations. *International Journal of Qualitative Methods*, 21, 1-11.

von Unger, Hella (2021). Ethical Reflexivity as Research Practice. *Historical Social Research*, 46(2), 186-204.

Weydmann, Nicole & Ploder, Andrea (i.E.). Reflexivität in der Hochschullehre. Zur Relevanz von Situiertheit, Narration, Performanz und Gefühlserbschaften im Hörsaal. In Cornelia Bading & Petra Panenka (Hrsg.), *Universität - Macht - Wissen: Postkoloniale, feministische und partizipative Perspektiven im Kontext akademischer Lehre*. Wiesbaden: VS Springer.

Zižek, Slavoj (1996). *The indivisible remainder. An essay on Schelling and related matters*. London: Verso.

